

Verlag Bibliothek der Provinz

Nicole Streitler
KLEEBLATT

Roman

Nicole Streitler
KLEEBLATT
Roman

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-932-7

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-1140 Wien, Rettichgasse 12
www.bibliothekderprovinz.at

Coverabbildung: Nicole Streitler

Gefördert von der Stadt Wien Kultur



Konrad hatte seit Mitte der neunziger Jahre eine eigene Anwaltskanzlei im ersten Bezirk. Seither versuchte er Paaren zu einer möglichst kostengünstigen und vereinnehmlichen Scheidung zu verhelfen. Eben hatte er den Fall Rosenberger hinter sich gebracht. Editha und Robert Rosenberger hatten ganze zwei Jahre gebraucht, um sich über die Aufteilung der angehäuften Güter und vor allem über die Betreuungsrechte und -pflichten für die beiden Kinder, Fabian und Helena, zu einigen. Manchmal fragte sich Konrad, wie lange es seine Profession wohl noch geben würde. Wo doch kaum noch jemand heiratete! Aber der Zustrom an Klienten riss nicht ab. Konrad hatte sich schon eine Dachgeschosswohnung, ein Haus im Burgenland und eine Luxus-Limousine von all der Scheidungswilligkeit der Wienerinnen und Wiener kaufen können. Jede zweite Ehe landete, rein statistisch gesehen, vor dem Scheidungsanwalt. Tendenz steigend. Und da die Tendenz zur Verheiratung in den letzten zwei Jahren auch wieder gestiegen war, bedeutete das, dass er sich um seine Brötchen und um den Kaviar darauf auch in Zukunft keine Sorgen machen musste.

Die Sonne schien schräg durch die Rollos, die Konrad am Nachmittag meistens herunterließ, um von dem grellen Sonnenlicht nicht geblendet zu werden. Er warf einen Blick auf seinen Terminkalender. Leere. Sehr gut. Er stand auf, nahm Konrad Bayers *Der sechste Sinn* aus dem Bücherregal und las die ersten paar Sätze: „damit begann der abend, der ganz unter blumen verschwand. die bäuerin

blieb ungerührt im stil der jahrhundertwende, obwohl es gerade ein paar minuten vor der essenszeit war. ein vornehm wirkender junger mann beobachtet uns. er klirrt im salon. sie lächelt kaum merklich. wo leben und eigentum bedroht werden, da hören alle unterscheidungen auf. nina, die auf dem toiletetisch lag, hatte ringe unter den augen und war voller haare.“

Die Vornamensgleichheit mit Konrad Bayer machte Konrad ganz kirre. Und auch den Familiennamen brauchte er nur anagrammatisch umzustellen, um mit Bayer gleichzuziehen. Er suchte nach weiteren Ähnlichkeiten zwischen sich und dem jungen Wilden der *Wiener Gruppe*, konnte aber keine finden. In seinem Reflektionsfluss tauchte Marie auf. Was sie wohl gerade tat? Sicher war sie noch im Verlag und prüfte Manuskripte auf ihre Tauglichkeit oder lektorierte bereits gesetzte Bücher.

Die Textblöcke Bayers standen wie Monolithe in diesem radikalsten Roman der *Wiener Gruppe*. Konrad versuchte sich einfach an dem wuchernden Sprachmaterial zu berauschen, an den künstlichen Welten, die keinen Sinn, keine Bedeutung produzieren wollten. Wer sich hier auf Sinnsuche begab, lief unweigerlich fehl. Konrad wusste das. Diese Textblöcke standen einfach nur da. Wie ein Duchamp'sches Ready-made. Konrad wollte auch in seinem Leben keinen Sinn mehr suchen. Er wollte einfach das machen, was ihm Spaß machte. In der Arbeit. In der Freizeit. Mit Marie, seiner Frau, und Adrian, ihrem gemeinsamen Sohn.

Monterosso: der Gigant im Felsen. Hier war *Sonne halt!* gedreht worden. Kein Wunder! Konrad sah sich

mit Marie und Adrian in der Hitze schmoren. Das war vor zwei Jahren gewesen. Alle angespannt. Kurz vor dem Ausbruch. Warum waren sie immer wieder so verrückt, im Sommer in den Süden zu fahren? Wo er doch immer sagte: Norden! Skandinavien, Nordsee, Ostsee, England: das Sehnsuchtsland.

Konrad klappte den Bayer zu, machte das Licht auf seinem Schreibtisch aus, fuhr den Rechner herunter, packte seine sieben Sachen ein und verließ die Kanzlei. Er bog von der Habsburgergasse in die Stallburggasse und steuerte Richtung Café Bräunerhof. Das Bräunerhof war Thomas Bernhards Stammcafé in Wien gewesen. Herrlich schmutzlig war es dort. Die abgewetzten samtigen Polsterbezüge in hellbrauner Nichts- und Niemandfarbe ertrugen jede gesellschaftliche Veränderung, ohne altbacken auszusehen. Hier konnte man einfach verweilen. Nicht bei sich sein, das konnte doch keiner von uns, wie Gerstl richtig bemerkt hatte, aber sich zerstreuen in die Zeitungen der ganzen Welt. Konrad wählte einen Sitzplatz unter dem langen Spiegel an der Rückwand des Cafés. Hier konnte man beobachten, wer ein- und wer ausging.

Er bestellte eine Melange. Der Milchschaum war dicht wie Zuckerwatte, der Kaffee stark und dunkel. So mochte er ihn. Er nahm sich die *Frankfurter*, die *Zürcher* und die *Presse*. Schnell überblätterte er die Politikseiten und drang zum Feuilleton vor. Der neue Roman des jungen Benno Reiter wurde in allen drei Gazetten abgefeiert. Reiter schaffte den Mittelweg zwischen Intellektualität, formalem Anspruch und einer Bodenständigkeit, die ihm Breitenwirksamkeit sicherte. Er hatte eine spezi-

fische Romansprache gefunden, die bewusst oder unbewusst holprig war. Das hatte den Charme des Bäuerlich-Unfertigen. Keine künstlich und künstlerisch ziselierte Feinarbeit. Mehr grobes Handwerk. Aber mit dem gewissen Etwas.

Plötzlich wurde Konrad aus seinem Dämmerzustand gerissen. Adele stand vor ihm. Sie habe sich schon gedacht, dass sie sich dieser Tage mal irgendwo über den Weg laufen würden, meinte sie. Sie setzte sich einfach zu ihm. Sie hatte ihm ohnedies schreiben wollen, sagte sie, wegen der jährlichen Wachau-Tour. Die sollten sie doch unbedingt wieder machen. Adele bestellte einen großen Schwarzen und wechselte das Thema. Wie es ihm und Marie gehe, wollte sie wissen und fragte es ganz direkt. Konrad sagte nur: Gut. Adrian mausere sich sehr. Jetzt in der dritten würden sie ja schon richtige kleine Texte schreiben und anspruchsvolle Rechenaufgaben lösen. Und Adrian sei mit Abstand der beste Rechner. Adeles Blick wurde jetzt leicht spöttisch. Mit Lena könne Adrian sicher nicht mithalten, dachte sie. Lena war ihre Tochter. Sie war ebenfalls in der dritten. Adele sagte jedoch nur, Lena mache sich auch ganz gut in der Schule. Die Lehrerin sei sehr zufrieden mit ihr. Konrad ließ jedoch nicht locker: Adrian sei neulich als einziger aus seiner Klasse ausgewählt worden, als der Bezirksvorsteher in die Schule kam, um dort die neue Büchertasche aufzuhängen. Die Schulkinder können in diese Tasche, die vor dem Schulgebäude aufgehängt wurde, Bücher, die nicht mehr gebraucht werden, hineingeben und solche, die von anderen hineingegeben wurden, heraus und mit nach Hause nehmen. Und Adrian habe

erzählt, da sei so ein Gesamtminister gekommen, und er sei ausgewählt worden, um als erster seiner Klasse ein Buch in die Büchertasche zu geben. Gesamtminister, wiederholte Konrad stolz und skandierend, sei das nicht köstlich, Gesamtminister, wiederholte er, und noch einmal: Gesamtminister. Herrlich, worauf die Kinder so kämen. Adele zahlte ihren Kaffee mit dem Hinweis, dass sie schnell weitermüsse. Sie habe noch drei Termine, und dann müsse sie Lena vom Hort abholen.

Konrad blätterte genüsslich weiter in der *Presse* und las noch ein paar Rezensionen. Dann zahlte er seine Melange und verließ das Bräunerhof. Er ging Richtung Stephansplatz, um dort die U3 zu nehmen. Schnellen Schrittes verschwand er im U-Bahn-Schacht, ohne den Stephansdom auch nur eines Blickes zu würdigen. Er fuhr mit der U3 bis zur Station Volkstheater, nahm dort den Bus und war bald zuhause.

Blatt 2

Marie stand unter der Dusche. Sie sah hinunter auf ihren Bauch und erinnerte sich dabei an den Babybauch, den sie bei Adrian hatte. Ein monströser Babybauch war das gegen Ende der Schwangerschaft gewesen. Und seltsam war es gewesen, wie das Wasser beim Duschen darüber rann, seitwärts floss und wegpritschelte. Jetzt hatte sie kaum einen Bauch. Wie dehnbar doch der weibliche Körper war! Irgendwie erstaunlich, dass sich alles wieder so zurückgebildet hatte. Von ihrem Mutterkuchen damals hätte eine kleine Familie zu Abend essen kön-

nen. Es soll ja Frauen geben, die sich diese Spezialität nicht entgehen lassen. Marie schauderte.

Adrian rief aus der Küche: „Mama!“ Das immer lauter werdende Rufen ließ sie den Duschvorgang schnell zu Ende bringen. Sie stieg aus der Dusche, trocknete sich ab, wickelte sich das Handtuch um den Körper und lief in die Küche. Adrian saß am Küchentisch. Er wollte noch einen Kakao und ein Honigbrot. Etwas widerwillig machte sich Marie in der Küche zu schaffen. Dabei rutschte ihr das Handtuch hinunter. Sie versuchte es wieder festzuzurren, aber es rutschte immer wieder hinunter. Entnervt warf sie es zu Boden und schlüpfte in Unterwäsche, die sie in der Kommode im Wohnzimmer aufbewahrte. Seltsam eigentlich! Aber die Kommode hatte nun einmal nicht mehr ins Schlafzimmer gepasst. Und die Unterwäsche auch nicht. Also fristete sie in der Wohnküche ihr Dasein. Gleich neben dem Esstisch. Wovon etwaige Gäste freilich nichts ahnten. Adrian aß sein Honigbrot und trank seinen Kakao. Marie blickte auf die Uhr. Es war 7 Uhr 25. In fünf Minuten mussten sie los. Sie schlüpfte in eine Hose und warf sich eine Bluse über. Schnell noch ein paar Strümpfe. Im Vorzimmer zogen sie sich Jacke und Schuhe an. Marie packte schnell die Jause für Adrian in die Schultasche, und weg waren sie. Konrad hatten sie kaum begrüßt. Egal. Dafür war keine Zeit. Um acht war Schule.

Als Adrian das Schulgebäude betreten hatte, drehte Marie um und steuerte Richtung ersten Bezirk. Sie ging eiligen Schrittes über den Heldenplatz. Die Sonne stand tief und ließ die Kastanienbäume links und rechts der

Gehwege lange Schatten werfen. Marie ging immer sehr rasch über diesen Platz, der eine so triste Vergangenheit hatte. Nichts atmete mehr den Gestank der Menge, die im Jahre 1938 dem Führer zugejubelt hatte, der es ganz „pfingstig ums heil“ wurde, wie Jandl das ausgedrückt hatte. Oder vielleicht doch? Dort drüben an der rechten Seite war ein Mahnmal für den unbekannten Soldaten errichtet worden. Hier paradierten des Öfteren die Burschenschaftler. Das scheinbar harmlose und geduldete Weiterleben des Faschismus innerhalb der Demokratie. Wie weit her war es eigentlich mit dem Wiederbetätigungsgesetz? Wann kam das eigentlich zur Anwendung? Papierparagrafen. Ohne Bedeutung. Wie vieles offensichtlich keine Bedeutung mehr hatte für die Gegenwart. Marie suchte aber nach Bedeutung. Nach wie vor wollte sie ihr Leben verstehen. Ihre traumatische Trennung von Mathias. Ihre Vereinigung mit Konrad, der für sie eine Frau sitzen gelassen hatte. Sie schauderte beim Gedanken an diese Ereignisse. Sie schienen unendlich weit zurück. Und doch reichten sie noch in ihre Gegenwart. Konnte sie sie fast körperlich spüren.

Wieder einmal hatte sie sich in die ewig gleichen Gedankenspiele verrannt. Sie suchte nach einer Erklärung für ihr Leben. Aber niemand gab ihr eine. Die Psychotherapeuten, zu denen sie nach der Trennung von Mathias gelaufen war, hatten ihr Erklärungen angeboten. Aber die hatten sie kaum überzeugt. Pragmatik gegen Romantik auszuspielen, Theorie gegen Praxis, das konnte sie nicht. In einer Welt, in der Scheidungen und Trennungen zum Alltag gehörten, und in Hollywood geradezu zu einem Markenartikel und einer Mar-

ketingstrategie geworden waren, fühlte sie sich immer weniger zuhause. Freilich, „wer ist denn schon zuhause bei sich“, dröhnte es in ihren Ohren aus Gerstls Mund, aber irgendwie schien ihr das übertrieben. Sie konnte ihre Gefühle nicht stilllegen. Sie wollte sie nicht unterdrücken. Sie waren einfach da. Für Konrad. Für Mathias. Für viele Männer und Frauen, mit denen sie zu tun hatte. Vielleicht war sie zu sehr Gefühl. Und zu wenig Verstand. Sie floss manchmal förmlich über. Ergoss sich in die Ohren ihrer Zuhörer, die nicht schlecht staunten, wenn sie plötzlich ihr Innenleben vor ihnen ausbreitete. Hier galt es Trennungen einzuführen. Grenzen. Bei sich zu bleiben. In all dem Gewurle. Sich zurückzuhalten. Ihr Innerstes zurückzuhalten.

Manchmal wünschte sie sich, keinen Sinn mehr in ihrem Tun und ihrem Leben suchen zu müssen. Sie wollte so sein wie Konrad. Er lebte einfach. Er funktionierte einfach. Und die Arbeit schien ihn auszufüllen und immer weiter zu tragen. Während sie manchmal einfach rausfiel aus dem Arbeitsalltag. Hinein in die Träume, in die Gefühle, in die Traurigkeit. „You can get addicted to a certain kind of sadness“, klang es in ihren Ohren. War ihre Traurigkeit eine Sucht? Oder war sie zwanghaft. Es gelang ihr manchmal einfach nicht, ihre Grübeleien abzuschalten. Am besten ging es ihr freilich, wenn ihr dies gelang, wenn sie easy auf der Oberfläche surfte, wie es scheinbar auch alle anderen taten. Wenn das dünne Eis ihres Alltags hielt und sie trug. Wenn auch sie funktionierte. Aber war dies wirklich erstrebenswert? Oder kehrte das solcherart Verdrängte irgendwann in geballter Form wieder?

Aus der Ferne winkte eine Frau mit Hund. Es war Natascha. Sie führte ihren Foxterrier Camillo aus. Jeden Morgen. Bei jedem Wetter. Marie bewunderte diesen Einsatz, schauderte aber innerlich wegen der großen Zeitmenge, die so ein Hund verschlang. Dabei hatte Natascha auch noch zwei Kinder, eines schulpflichtig, eines im Kindergarten. Natascha küsste Marie zur Begrüßung auf die Wangen. Sie wirkte abgespannt. Unter dem Rot ihrer Haare zeigte sich ein grauer Ansatz. Trotzdem lächelte sie, als sie Marie sah. Machte ihr Komplimente über ihre Beine. Marie trug enge Jeans und eine kurze blassrote Daunenjacke. Dazu Stiefel und eine schwarze Pullmannhaube. Natascha arbeitete an einem Drehbuch für einen Krimi. Leider hatte sie kaum Freiräume, und deshalb ging die Arbeit nur schleppend voran. Marie blickte auf Camillo. Der kackte gerade vor dem Erzherzog-Karl-Denkmal in die Wiese. Natascha nahm ein Plastiksackerl aus ihrer Manteltasche und hob die sicher noch warme Wurst auf. „wursten von hunden“, echote es in Maries Kopf. „Nimm ein Sacki für mein Gacki“, war in Wien an allen Ecken und Enden auf den Hundekot-Sack-Spendern zu lesen. Tatsächlich hatte sich der Hundekot auf den Gehsteigen der Haupt- und Residenzstadt seit der Einführung von Strafen beträchtlich verringert. Früher musste man dauernd auf den Gehsteig schauen, um nicht in den weichen Kot zu treten und zuhause die stinkende Masse mühsam aus dem Profil der Schuhsohle entfernen zu müssen. Der Hund war eines der Lieblingshaustiere der Österreicher, und dementsprechend viele Tiere konnte man im täglichen Leben sehen. Hunde gehörten zum Heldenplatz

wie die Kastanien und die Statuen von berühmten alten Männern.

Marie drängte zum Aufbruch. Sie wollte keine wertvollen Morgenstunden verlieren. Deshalb ging sie mit Natascha auch nicht auf einen Kaffee, wie das viele Mütter taten, nachdem sie ihre Kinder in den Kindergarten oder in die Schule gebracht hatten. Marie hasste solche Zeitvergeudung. Die Zeit ohne Kind war für sie einzig und allein Arbeitszeit. Manchmal reflektierte sie zwar über die Möglichkeit, vormittags laufen oder auch nur spazieren zu gehen, aber so weit kam es nicht. Sie konnte ihr Zeitkonto einfach nicht so großzügig verschwenden.

Der Verlag war noch verschlossen, als Marie vor die Eingangstüre kam. Sie öffnete die beiden Schlösser der Türe. Innen war alles dunkel. Sie drehte den Strom auf, schaltete das Licht im Vorraum an und musste noch einmal ein Schloss aufsperrern, bevor sie ins Sekretariat vordringen konnte. Von dort führte eine weitere Tür in ihr Büro. „Diese Tür war nur für dich allein bestimmt ...“ (Kafka), hallte es in ihren Ohren. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und drehte den Computer auf. Vor ihr türmten sich zwei Stapel bedrucktes Papier. Korrekturfahnen. Die beiden Top-Titel des Frühjahrs: Melitta Novak: *Der Hof* und Christoph Balzer: *Leni*. Dieser Papierberg lag jetzt schon seit Tagen vor ihr und schien nicht und nicht kleiner zu werden. Erfahrungsgemäß war sie zwei Wochen mit einer solchen Korrektur beschäftigt. Sie blätterte in den Fahnen. Diese Leni in Balzers Roman war in all ihrer Naivität und ihrem verzweifelten Unabhängigkeitstrieb ein Schreckbild, und Marie bekam Gänsehaut, wenn sie daran dachte, dass sie

vielleicht in irgendeiner Weise Ähnlichkeit mit ihr hatte. Sie hatte ihre Selbstständigkeit, ihre Unabhängigkeit immer ganz oben angestellt. Aber vielleicht hatte sie gerade deswegen Mathias verloren, wegen dieser Fetischisierung der Unabhängigkeit. Sie hatte sich in den Vordergrund gestellt, ihre Karriere, ihre Lebensträume, und dabei vielleicht ihn verloren. In diesem Moment bremste sie sich selbst ein. Wieder das ewig gleiche Gedankenspiel! Sie wollte da endlich raus, aus diesem Hamsterrad.

Mit Konrad hatte sie begonnen, Unabhängigkeit als zweitrangig zu betrachten. Sie waren abhängig voneinander, nicht beruflich, aber emotional. Sie hatte immer wieder versucht, sich von ihm zu lösen, sich von ihm zu distanzieren. Um sie selbst zu bleiben. Um unabhängig zu bleiben. Aber immer, wenn sie zu weit von ihm weggeraten war, war sie traurig geworden. Und hektisch und nervös. Sie hatten aufeinander eine erdende Wirkung. Sie wusste nicht, warum. War das Liebe?

Nachdem sie eine Stunde gearbeitet hatte, tauchte Johannes auf, ihr Kollege. Sie tratschten kurz über den Tod von Udo Jürgens und darüber, dass langsam aber sicher die Helden ihrer Jugend wegstarben. Johannes setzte sich an seinen Schreibtisch, drehte den Computer auf und nahm seinerseits die Korrektur der beiden Top-Titel wieder auf. Da saßen sie nun und lasen stumm vor sich hin. Manchmal stand einer von ihnen auf, ging raus aufs Klo oder in die Küche, um sich einen Kaffee zu holen. Ansonsten gab es kaum Unterbrechungen. Smalltalk war nicht angebracht, wo siebenhundert Seiten lektoriert werden mussten.

Um Punkt zwölf ließ Marie den Bleistift fallen. Sie saß hier immerhin schon seit acht Uhr früh. Sie nahm ihre Handtasche und verließ den Verlag. Sie ging die Herrengasse entlang und säumte den Michaelerplatz. Dort standen etwa zwanzig Fiaker. Marie wunderte sich, wieso die Tiere stundenlang ruhig vor ihren Kutschen standen und auf Kundschaft warteten. An den Hinterteilen der Pferde hingen die Kotsäcke, die ihnen vor einigen Jahren verordnet wurden. Früher richteten sie eine ähnliche Verschmutzung in der Innenstadt an wie die Hunde. Nun war aber auch das geregelt. Die Kacke hatte in eigens dafür am Zaumzeug angebrachte Kotsäcke zu fallen und belästigte damit weder die Wiener noch die zahlreichen Touristen, die sich durch die Innenstadt schlängelten. Einmal war ein Fiaker mit vollem Karacho in die römischen Ausgrabungen auf dem Michaelerplatz hineingerast, weil eines der Pferde durchgegangen war. Das hatte alle Mitarbeiter des Verlags ans Fenster gelockt, und die halbe Innenstadt war zusammengelaufen. Erst die eintreffende Feuerwehr konnte die Leute auseinandertreiben und das eine Pferd, das in die Ruinengrube gefallen war, wieder herausholen.

Marie wunderte sich insgeheim, wieso so etwas nicht öfter vorkam. Die Tiere hatten eine unglaubliche Langmut. Nach ein paar Metern bog sie nach links in die Habsburgergasse, von dort weiter Richtung Stallburggasse. In der Dorotheergasse steuerte sie auf das Jüdische Museum zu. Im dazugehörigen Café aß sie gerne Falafel. Es war wahrscheinlich das Beste der Stadt. Die Kellner hatten Mühe, für alle eintreffenden Gäste freie Tische

oder wenigstens freie Plätze zu finden. Zum Glück war es bereits frühlingshaft warm, obwohl erst Anfang März, und so gab es die Möglichkeit, auch im Freien zu essen. Marie setzte sich an einen der bunten Metalltische und bestellte eine Limonana und einen Falafelteller. Schnell bekam sie ihr Essen. Schnell war es verzehrt. Sie zahlte und lief zurück in den Verlag, wo sie noch bis halb drei arbeitete. Dann holte sie Adrian vom Hort ab, erledigte den Einkauf und brachte Kind und Einkauf sicher nach Hause.

Blatt 3

Als Adele mit Lena vor der Wohnungstür stand und aufsperrn wollte, läutete ihr Mobiltelefon. Sie stellte rasch die Einkaufstaschen ab und kramte in ihrer Handtasche. Lena stand daneben und lächelte spöttisch. Ob das denn so wichtig sei? Sie könne doch auch zurückrufen, wenn sie in der Wohnung seien. Stimmt wohl, aber Adele hatte das Gefühl, diesen Anruf keinesfalls verpassen zu dürfen. Sie kramte und kramte. Als sie ihr Mobiltelefon endlich gefunden hatte, verstummte es. Sie hatte den Anruf verpasst. Auf dem Display stand: „3 unbeantwortete Anrufe“. Sie strich über das Display und checkte das Anrufprotokoll. Drei Anrufe von Nikolaus. Mist!

Schnell sperrte sie die Wohnungstür auf, schickte Lena in ihr Zimmer zum Spielen und rief Nikolaus zurück. Der hob jetzt seinerseits nicht ab. Sie ging in die Küche, um den Einkauf auszupacken. Dann klingelte wieder

das Mobiltelefon. Nikolaus! Sie atmete kurz tief durch und tippte auf „Anruf annehmen“.

„Hi!“

„Hallo!“

„Sorry, dass ich nicht abgehoben hab, aber ich war in der Stadt unterwegs und hab nichts gehört.“

„Naja, macht ja nichts. Seh’n wir uns heut Abend?“

„Gerne. Lena hat eh schon nach dir gefragt. Du kannst mit uns zu Abend essen, wenn du willst.“

„Okay. Ich komm dann gegen halb sieben. Passt das?“

„Ja. Ist gut. Bis dann!“

„Ciao.“

Über Adeles Gesicht strich eine leise Traurigkeit, als sie das Mobiltelefon hinlegte. Ein Anflug von Depressivität, obwohl sie sich auf Nikolaus freute. Aber die ganze Situation machte sie irgendwie unglücklich, und zwar weil sie das Gefühl hatte, nie etwas Ganzes zustande zu bringen, immer nur halbe Sachen, zumindest beziehungsstechnisch. Jetzt war Lena schon acht, und Nikolaus und sie waren ein Paar ohne Trauschein und ohne wirkliche Verbindlichkeit.

Kurz bevor Lena auf die Welt kam, waren sie zusammengezogen. Doch es hatte nicht funktioniert. Nach einem Jahr waren sie sich nur noch auf die Nerven gegangen. Sie wurden beide immer distanzierter und depressiver in diesem kleinbürgerlichen Familienidyll, stritten um jeden Zentimeter in der Wohnung. Der andere war nicht mehr der Geliebte, sondern der Gehasste. Schon das Gesicht des anderen rief ihnen Übelkeit hervor. Die dauernde Kompromissucherei machte sie mürrisch. Also beschlossen sie, wieder getrennte Wohnungen zu

haben. Und plötzlich war alles wieder leicht und entspannt gewesen. Sie sahen sich regelmäßig, hatten aber klar getrennte Haushalte und vor allem Finanzen. Irgendwie schien das alles zwar nicht das Wahre zu sein, aber es funktionierte. Wieso sollten sie es also ändern? Manchmal machten sie gemeinsam etwas mit Lena, manchmal alleine. So hatte jeder seinen Freiraum und doch irgendwie eine Familienstruktur. Und seltsamerweise war sogar die Zuneigung füreinander zurückgekehrt. Sie waren wieder Geliebte und nicht mehr Gehasste.

Als sie Lena verkündete, dass Nikolaus zum Abendessen kam, jubelte sie: „Juhu! Papi!“ So what!, dachte sich Adele, und „Es gibt kein richtiges Leben im falschen“ und „Das Ganze ist das Unwahre“ (Adorno). Sie ging in die Küche und begann die Hühnerkeulen zu würzen. Sie bestreute sie mit Salz, Pfeffer, Curry und Paprikapulver. Dann legte sie sie in ein Reindl, begoss sie mit Brat-Olivenöl und schob sie ins Backrohr. Sie drehte das Radio auf. Dort las gerade Julian Berchtold aus seinem neu erschienenen Roman. Die Hauptfigur war ein wasserscheuer Mensch, der wegen seiner Blässe für einen Schriftsteller gehalten wurde. Der Dialog zwischen der Hauptfigur und einer Frau mittleren Alters, die sich gerade fürs Schwimmen bereitmachte und mit Klischees und seltsam verspießerten Ansichten nur so um sich warf, brachte Adele zum Lachen. Sie machte sich an das Fenchelrisotto. Schnitt die bauchigen Fenchelknollen in kleine Stücke. Zerkleinerte eine Zwiebel. Gab Olivenöl in den Topf und erhitzte es leicht. Sie röstete die Zwiebel an, gab Fenchel und

Risottoreis dazu, goss mit Gemüsebrühe und Wasser auf, salzte und ließ das Ganze auf niederer Flamme vor sich hin köcheln.

Nikolaus tauchte auf. Das Essen war fertig. Sie setzten sich zu Tisch. Lena ging der Mund fast über vor Geschichten, die sie Mama und Papa erzählen wollte. Sie aßen und tranken und lachten. Als es acht war, schlug Nikolaus vor, dass er Lena heute ins Bett bringen könnte. Er las ihr aus *Mein Lotta-Leben* vor, einer Art *Gregs Tagebuch* für Mädchen. Nikolaus las gerade die Stelle, in der eine der Hauptfiguren, Lottas Freundin Cheyenne, gegenüber der Lehrerin, Frau Kackert, behauptet, dass sie Pest gehabt habe und deshalb gestern nicht kommen konnte. Auf ihrer schriftlichen Entschuldigung, die Lotta ihr gefälscht hatte, stand:

„Liebe Frau Kackert!

Cheyenne konnte gestern nicht in die Schule, weil sie ein bisschen Pest hatte. Aber jetzt geht's schon wieder.

Viele Grüße von Sandra.“

Unglaublich, auf welche Ideen Kinder und vor allem Kinderbuchautorinnen kamen. Nikolaus und Lena lachten laut. Lena kuschelte sich jetzt noch näher an ihn. Nach einer weiteren Seite schlief sie. Auch Nikolaus nickte kurz ein. Zu stark war der Sog des kindlichen Einschlafens, das allmähliche Absinken der Herzfrequenz, die Beruhigung des Atems, die sich auch auf den Vater übertrugen. Dann wachte er durch einen Treppenschmerz auf, richtete sich auf und ging nach draußen zu Adele.

Sie setzten sich ins Wohnzimmer, schenkten sich noch ein Glas Veltliner nach und sprachen über die neueste

Castorf-Inszenierung, die am Akademietheater angelaufen war und die Nikolaus für den *Standard* besprochen hatte. Der Regie-Guru hatte wie immer viel von seinen Schauspielern gefordert. Nicht nur, dass sie sich drei Stunden auf einer schiefen Ebene herumplagen mussten, die er auf die Bühne hatte stellen lassen, sondern sie mussten auch selbst am beständigen Umbau der Bühne mitwirken. Sie schoben ganze Wände hin und her, mussten sich monströse Puppenköpfe aufsetzen und sich in exzessivem Schreien selbst verausgaben. Nach drei Stunden hatten sie kaum mehr die Kraft, sich beim Schlussapplaus zu verbeugen.

Adele legte eine CD in den Player: *Garish*, eine Band, die in Independent-Kreisen gerade äußerst angesagt war. Sie legte sich zu Nikolaus aufs Sofa. Er zog sie an sich. Sie küssten sich und begannen einander auszuziehen. Adeles düstere Gedanken waren wie weggeblasen. Der gelungene Abend hatte sie vertrieben. So leicht konnte das Leben sein, wenn man es leichtnahm. Leider kam ihr immer wieder die eigene Schwerkraft dazwischen. Sie wollte diesen Moment festhalten, ihn tief in ihrem Inneren speichern.

Blatt 4

Tobias brachte Philippa und Octavian in die Schule. Er dachte darüber nach, wieviel Lebenszeit er täglich mit dem Zur-Schule-Bringen verbrachte, mahnte sich aber gleich wieder zur Güte, denn er hatte die Kinder ja gewollt. Immer schon. Und war letztlich glücklich, dass

er sie hatte. Lange genug hatte er nach einer passenden Frau dafür gesucht. Adele war sie nicht gewesen. Die hatte nur ihre Karriere im Kopf gehabt. Und wie er ihr dabei helfen konnte. Und langsam aber sicher war sie ihm zu groß und zu mächtig geworden. Und er ihr wahrscheinlich zu klein. Mit Susanne war jetzt alles anders. Sie stellte die Kinder vorne an und die Karriere klar an die zweite Stelle. So ging das. Natürlich hatte auch er Tage, an denen er sich ganz weit wegwünschte. Ausbrechen wollte. Sich nach Ruhe sehnte, um endlich wieder einmal einen klaren Gedanken fassen zu können. Irgendwie hatte er das Gefühl, nur noch halbausgereifte Ideen umzusetzen. Vielleicht täuschte er sich. Aber irgendwie hatte er früher wohl schärfer gedacht und mehr konzeptionelle Energie gehabt. Er gab Philippa und Octavian zum Abschied einen Kuss auf die Stirn, dann stieg er aufs Rad und fuhr in den achten Bezirk.

Als er in seinem Büro angekommen war, griff er gleich zum Telefon und rief Michael an, seinen Assistenten im Literaturressort.

„Kommst du kurz rüber, ich muss was mit dir besprechen?“

„In fünf Minuten. Ich bin gerade dabei, eine Email zu beantworten.“

„Ist gut!“

Während er auf Michael wartete, drehte Tobias den Rechner auf und öffnete das Mailprogramm. Dort waren 34 ungelesene Emails im Posteingang. Wie sollte man etwas weiterbringen, wenn man so viele Emails beantworten musste! Er überflog die Absender und sortierte aus. Die meisten ließen sich ganz kurz beantworten.

Also machte er sich gleich daran. Er hatte gerade einmal drei beantwortet, als Michael auftauchte.

„Was gibts?“

„Wir müssen über die Wochenendbeilage sprechen!“

„Ja, das wollte ich auch schon.“

„Wir müssen wieder mehr Avantgarde ins Gespräch bringen. Die Unterhaltungsliteratur, die immer mehr Boden auf dem Buchmarkt gewinnt, drängt die wirklich avantgardistischen Positionen auch in unserem Blatt immer mehr an den Rand. Das können wir so nicht akzeptieren. Auch wenn der Vorstand das nicht gerne sehen wird. Wir müssen mit den paar Seiten, die uns zur Verfügung stehen, einen veritablen Gegenentwurf zum viele Teile der Bevölkerung beherrschenden Kulturverständnis entwickeln. Weg von den Hohlbachs und Lehrmayers! Hin zu den Jandls und Mayröckers! Zu den Winters, Reiters und Flecks!“

„Lass mich raten! Dabei geht's dir nicht nur um die Avantgarde als solche, sondern du willst den Kampf aufnehmen gegen die zunehmende Verdirndelung, Verlodung und Verlederhosing Österreichs, wie sie nicht nur von der HPÖ, sondern neuerdings auch von Leuten wie diesem Garagier ausgeht?“

„*So is it!* Morgen um zehn: Redaktionssitzung. Schick bitte eine Email an Angelika, Sabine und Wolfgang! Wir brauchen jetzt alle verfügbaren Kräfte! Das Land geht sonst den Bach runter!“

„Mach ich!“

Tobias schmunzelte, als Michael sein Büro verließ. Er wollte aus seinem Feuilleton endlich einen Ort der österreichischen Literatur- und Kulturpflege machen. Und

österreichische Literatur- und Kulturpflege hieß für Tobias Avantgardekulturpflege. Und damit nahm er eine deutliche Gegenposition zu dem ein, was den Mainstream gerade dominierte. Denn die Leute, auch die Jungen, kauften sich neuerdings wieder verstärkt Trachtengewand und hörten volkstümliche Musik und bewegten sich damit in einen provinziellen Nationalismus hinein, der nicht nur atavistisch, sondern auch bedrohlich wirkte. Und die HPÖ bediente genau diese Schiene. Mache, ihr Vorsitzender, blickte einen inzwischen von unzähligen Plakatwänden an und war in letzter Zeit immer öfter in einem Trachtenjanker zu sehen. Mit seinen eiskalten wasserblauen Augen und seinen hellen Haaren wirkte er wie ein Vorzeigearier. Ausländerfeindlichkeit und ein falsch verstandener Heimatgedanke waren durch ihn wieder salonfähig geworden. Man fühlte sich um hundert Jahre zurückversetzt. Angst und bange konnte einem werden. Jüngsten Umfragen zufolge war die HPÖ bereits die zweitstärkste Partei im Land. Und die beiden machthabenden Parteien konnten nur mittels einer Koalition noch gegensteuern. Der Ton in der Politik war in der letzten Zeit ein immer schärferer geworden. Auch das eine Folge der HPÖ, deren rüde Umgangsformen offensichtlich und zu allem Überflus auch noch ansteckend wirkten. Tobias wusste, dass er im Prinzip einen Kampf auf verlorenem Posten führte. Aber er wollte den Kampf noch nicht verloren geben. Nicht aufgeben. Das Land nicht in die falschen Hände fallen lassen.

Blatt 2, später auch Blatt 1

Der Frühling kam und Marie beschloss, doch wieder laufen zu gehen. Es war Mittwoch. Sie zog ihre Laufsachen an, setzte sich ins Auto und fuhr nach Schönbrunn. Dort parkte sie ihren Wagen in einer Seitenstraße der Grünbergstraße und ging durch das Meidlinger Tor in den Schlosspark hinein. Die Luft war mild. Eine leichte Brise ließ allerdings merken, dass es doch noch nicht Sommer war. Marie lief langsam tänzelnd an. Dann steigerte sie ihre Geschwindigkeit auf ihr normales Lauftempo. Neben ihr startete ein schwarzer Fiaker in den Park. Marie musste an den Unfall vom Michaelerplatz denken und wich unwillkürlich aus. Sie brachte einen Sicherheitsabstand von drei Metern zwischen sich und die Kutsche. Die Kastanienbäume in den Alleen, durch die sie lief, hatten schon ein zartes Grün angesetzt. Vögel zwitscherten, als gälte es den Straßenlärm der Grünbergstraße zu überbieten. Ihre Beinmuskulatur begann zu schmerzen. Sie musste kurz innehalten und Luft tanken. Dann lief sie wieder los, etwas langsamer, aber kontinuierlich. Sie hatte den kritischen Punkt überwunden. Jetzt hätte sie Stunden so weiterlaufen können. Vor ihr hob ein kleines Kind Kiesel vom Boden auf. Es wollte sie in den Mund stecken, wurde von seiner Mutter aber gerade noch mit einem spitzen Schrei davon abgehalten. Jetzt lief sie an den beiden vorbei und dachte sich, wie gut es ihr ging, dass sie an einem gewöhnlichen Mittwochmorgen alleine durch den Schönbrunner Park laufen konnte.

Vor ihr tauchte eine Gruppe Japaner auf. Die Frauen trugen alle Anglerhüte, um sich gegen die zarte Früh-

lingssonne zu schützen. Sie wirkten, als führten sie das spanische Hofzeremoniell auf Japanisch weiter. Jetzt gruppieren sie sich zu einem Foto. Einer der Männer hatte einen Selfiestick und schoss damit ein Foto von sich und der Gruppe. Marie lief schnell an ihnen vorbei. Sie wollte auf keinen Fall zum Handkuss kommen und eine Gruppenaufnahme von ihnen machen müssen. Im Vorbeilaufen hörte sie die Japaner lustig drauf los plappern. Dazwischen immer wieder ein paar Lacher. So lustig konnte Fotografieren sein!

Marie kam beim Hietzinger Tor an, dort drehte sie um und lief wieder Richtung Meidlinger Tor. Sie blickte kurz auf die Uhr. Noch zehn Minuten, dann hatte sie ihr Pensum erfüllt. Plötzlich sah sie ein leuchtendes Türkisblau vor sich. Ein Blau, wie sie es als Kind nie gesehen hatte. Das Meer vor Nizza. Wind in ihren Haaren. Vor ihr Mathias mit der Kamera. Er fotografierte sie. Sie lachte. Versuchte möglichst hübsch dreinzuschauen. Dann riss der Film. Sie war über eine Wurzel gestolpert. Fast wäre sie zu Fall gekommen. Sie schwitzte und hatte großen Durst. Wenige Meter vor ihr war ein Trinkbrunnen. Sie torkelte hin und trank, soviel sie konnte. Sportliche Läufer in bunten Trikots und Leggings rasten an ihr vorbei. Wie lange sie wohl dieses Tempo durchhielten? Marie hatte für heute genug. Sie spazierte Richtung Hietzinger Tor, machte noch ein paar Dehnungsübungen und ging dann Richtung Auto.

Am Gürtel steckte sie im Stau. Sie drehte das Radio auf. Tobias sprach gerade über Reiters neuen Roman. „Die Konstruktion dieses Textes ist denkbar einfach. Michael und Sylvia, ein Thirty-Something-Pärchen,

erben ein Haus am Land. Dort wollen sie fortan immer ihre Wochenenden verbringen. Vorerst müssen sie aber größere Renovierungsarbeiten vornehmen. Diese werden immer mehr zu einem Face-Lifting der eigenen Beziehung, die durch das neue Haus mehr und mehr in Frage gestellt wird.“ Marie hörte gebannt zu. Tobias’ Stimme hatte was. Sie hatte Wiedererkennungswert, wie man sagte. Da klingelte ihr Handy: Konrad.

„Sag mal, wann hast du heut frei?“

„Naja, sagen wir, ab halb fünf könnte ich frei haben.“

„Wie wär’s, wenn wir nach der Arbeit auf einen Kaffee ins Café Museum und dann ins Filmcasino gehen würden?“

„Klingt gut! Adrian ist heute ja bei Tim. Und übernachtet sogar dort!“

„Eben deshalb!“

„Okay, um fünf im Museum?“

„Passt! Bis dann!“

„Bussi!“

Marie bog in die Burggasse ab. Gleich war sie zuhause. Dort duschte sie sich in aller Eile, zog sich an und fuhr zum Verlag. Der Korrekturfahnen-Berg auf ihrem Schreibtisch schien unverändert. Dabei hatte sie gestern viel vorwärtsgebracht. Sie setzte sich hin und begann gleich zu arbeiten. Es war zehn. Gegen dreiviertel fünf packte sie ihre Sachen zusammen, verließ den Verlag und ging zu Fuß Richtung Oper.

Konrad saß schon an einem Fenstertisch im Café Museum. Sie küssten sich flüchtig zur Begrüßung. Dann bestellten sie zwei kleine Schwarze und zwei Gläser Sekt. Kaum hatten sie bestellt, tauchte Kieninger

auf, der Kulturredakteur beim Fernsehen war. Er begrüßte sie feurig, wie es seine Art war, lachte herzlich und meinte, er sei verabredet, dort hinten, mit Purtscheller, der Lektorin des Schuhmaier-Verlags. Konrad warf Marie bedeutungsvolle Blicke zu. Die Purtscheller war berühmt-berüchtigt im Literaturbetrieb für die Art und Weise, wie sie Buchmanuskripte ablehnte. Sie verfasste wirkliche kleine Verrisse dazu, in denen sie polemisch und mitunter fast beleidigend werden konnte. Das Versenden eines Manuskripts an den Schuhmaier-Verlag war insofern immer ein gefährliches Unterfangen. Man wusste nicht, mit welchen Invektiven man rechnen musste. Manch ein Autor, eine Autorin hatten sich schon aus Scham über das ablehnende Attest der Purtscheller nicht mehr in Gesellschaft getraut. Man wusste ja nicht, ob sich solche Todesurteile auf irgendeine geheimnisvolle Art und Weise im Literaturbetrieb verbreiteten. Kein Lektorenzimmer war hermetisch gegen die Außenwelt abgeriegelt.

Nachdem Konrad und Marie ihren Sekt getrunken hatten, brachen sie ins Filmcasino auf. Dort lief der neue Wong Kar-Wai-Film. Marie mochte seine Filme, die immer extrem ästhetisiert waren. Unvergesslich, wie Maggie Cheung in *In the Mood for Love* in jeder Szene ein anderes Kleid trug. Chinesische Kleider, so genannte *Qipao*. Kar-Wais neuester Film spielte in Hongkong. Die Hauptfigur war eine junge Frau, die in einem Cupcake-Shop arbeitete und die Kunst des Cupcakes-Backens auf die Spitze trieb. Mit immer bunteren und geschmacklich explosiveren Kreationen. Zugleich hatte sie eine unglückliche Liebesaffäre mit einem Geschäftsmann aus Shang-

hai, der dort mit einer Lehrerin verheiratet war, mit der er auch einen siebenjährigen Sohn hatte. Je unglücklicher Liu-Shen, die Hauptfigur, in der Liebe wurde, desto gewagter wurden ihre Cupcake-Kreationen.

Konrad und Marie genossen die dunkle Kinoatmosphäre und die bunten Farben auf der Leinwand. Die Schauspieler, wieder die unvergleichliche Maggie Cheung und der kongenial zu ihr passende Tony Leung, waren wunderschön. Sie verströmten eine sanfte Melancholie angesichts der Unausweichlichkeit ihrer Verstrickung und ihres vorhersehbaren dramatischen Endes. Marie litt mit Liu-Shen mit. Unweigerlich verfiel sie in Gedanken über sich selbst und Konrad. War sie nicht auch nur eine Geliebte, deren Status sich verfestigt hatte, der Dauerhaftigkeit angenommen hatte? Das hatte immerhin eine Art von Zufriedenheit bei ihr ausgelöst. Und doch war da eine Melancholie. Über verpasstes Glück und verfehlte Entscheidungen. Darüber, dass ihr etwas vorenthalten worden war, vom Leben, von den Männern, von der Liebe. Die große Liebesgeschichte, die ein gutes Ende genommen hatte. Doch was war ein gutes Ende? War es der Trauschein, den sie seit ein paar Jahren zuhause liegen hatte, oder war es das Gefühl, jemanden einfach zu lieben und von ihm oder ihr ebenso geliebt zu werden, das einfache Bekenntnis zueinander, egal in welcher Form. Sie hatte sich vom Leben die eine große Liebesgeschichte erhofft, die sie auch von ihren Eltern gekannt hatte. Aber die erste große Liebe hatte nicht geklappt. Und so war sie jahrelang eine Herumirrende in Sachen Liebe gewesen, eine Streunerin und Strotterin der Liebe.

Textnachweise:

- konrad bayer: *der sechste sinn. ein roman*. ediert von gerhard rühm. wien: deuticke 1993, S. 7.
- Ernst Jandl: *wien : heldenplatz*. In: E.J.: *Laut und Luise*. Stuttgart: Reclam 1976, S. 37.
- Josef Winkler: *Muttersprache*. Roman. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1984, S. 112.
- Gregor Quack: *Das Paradox der Demokratie*. Gespräch mit der Philosophin Judith Butler. Auf: faz.net, 26.10.2016, <https://www.google.com/amp/s/m.faz.net/aktuell/feuilleton/judith-butler-spricht-im-interview-ueber-hillary-clinton-14482972.amp.html>

Dank an Theodor W. Adorno, H.C. Artmann, Thomas Bernhard, Heimito von Doderer, Marie von Ebner-Eschenbach, Elfriede Gerstl, Johann Wolfgang von Goethe, Franz Grillparzer, Peter Handke, Ödön von Horváth, Ernst Jandl, Elfriede Jelinek, Friederike Mayröcker, Robert Musil, J.D. Salinger und alle anderen Autorinnen und Autoren, die sich in dieses Buch eingeschrieben haben.

Nicole Streitler

geb. 1972 in Dornbirn/Österreich. Literaturwissenschaftlerin, Literaturkritikerin und Autorin. Nach dem Studium der Germanistik und Romanistik an der Universität Wien Universitätslektorin in Nizza/Frankreich (1997–2000) und Bari/Italien (2003). Mitarbeit an der Klagenfurter Ausgabe der Werke Robert Musils (KARMA). Seit 2005 Mitarbeit an der historisch-kritischen Ausgabe der Werke Ödön von Horváths. Lebt und arbeitet in Graz und in Wien.

Zuletzt erschienen:

- Mädchenmorgenblütenträume*. Gedichte (Weitra, 2011)
- Getrennte Welten*. Roman (Weitra, 2013)
- Millennium*. Lyrik und Prosa (Weitra, 2016)
- im Verlag Bibliothek der Provinz

gemeinsam mit Martin Vejvar (Hg.): „*Ich denke ja gar nichts, ich sage es ja nur*.“ Ödön von Horváth: Erotik, Ökonomie und Politik. (Salzburg/Wien: Jung und Jung 2018), (Hg.): *Ödön von Horváth: Himmelwärts / Mit dem Kopf durch die Wand*. (Berlin: de Gruyter 2020).

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien